

Albrecht Koschorke

Moderne als Wunsch. Krieg und Städtebau im 20. Jahrhundert*

I.

Die *Zeitschrift für Volksernährung* hat ihre Leser treu durch die Wirren des Ersten Weltkriegs begleitet. Sie bot Rat, um die Folgen der Unterversorgung zu lindern, veröffentlichte Rezepte für abwechslungsreiche Steckrüben-, Kohl- und Graupengerichte, rief zur Zeichnung von Kriegsanleihen auf und trug das Ihre dazu bei, den Patriotismus auch an der Heimatfront nicht erlahmen zu lassen. Im letzten Kriegsjahr werden diese Anstrengungen immer mühseliger, und der Ton der Beiträge wandelt sich. Die Autoren gehen nun verstärkt dazu über, die Härte des täglichen Überlebenskampfes als Anlaß zur Besinnung auf das Einfache und Elementare willkommen zu heißen. Allerdings kommt dieser Heroismus nicht ohne Gesten der Ausschließung aus. Es gibt nämlich Menschen, die das Alltagsleben unter Kriegsbedingungen besser, und andere, die es schlechter vertragen.

Ein Artikel im Juni-Heft 1918 wirft die Frage auf: *Hat die Kriegsernährung unsere Verdauungsorgane geschädigt?* und gelangt zu folgendem Schluß:

„Die Kriegserfahrungen haben schärfer, als bisher möglich war, erwiesen, wie *außerordentlich anpassungsfähig der Verdauungskanal* zur Bewältigung jedweder Nahrung ist [...].“¹

Als Experte wird ein Münchner Professor namens A. Albu zitiert, der die generell gute Verdaulichkeit des wenig beliebten Kriegsbrotbescheinigt:

„Das *größte* Hindernis für die Verdaulichkeit dieses Kriegsbrotbes war: die Geschmacks- und Verdauungsverwöhnung des modernen Kulturmenschen, insbesondere des Großstädtlers, der allmählich gelernt hatte, seinem Verdauungskanal die Arbeit nach Möglichkeit zu erleichtern, indem er nur die feinst verdauliche Kost ihm darbot. Dadurch ist eine Verweichlichung der Verdauungsorgane eingetreten, deren Schädlichkeit sich erst in dem

* Vortrag, gehalten beim DFG-Symposion „Konzepte der Moderne“ 1997. – Der Text wird mit den anderen Beiträgen des Symposions im Mai 1999 ebenfalls erscheinen in dem von Gerhart von Graevenitz herausgegebenen Band „Konzepte der Moderne“, Stuttgart und Weimar, Metzler-Verlag. Wir danken dem Verlag für die freundliche Genehmigung zur Publikation.

¹ G. Friedrich, „Hat die Kriegsernährung unsere Verdauungsorgane geschädigt?“, in: *Zeitschrift für Volksernährung* 10 (1918), Juni-Heft, S. 145-147, hier: S. 146.

Augenblick geltend machte, als eben diese verfeinerte Ernährungsweise sich als nicht mehr durchführbar erwies.“²

„Im allgemeinen“, sekundiert der Artikelschreiber, „haben denn auch die Magen- und Darm=*Neurastheniker* unter dem Kriegsbrot mehr gelitten als die *organisch* Kranken!“³ Er macht damit einen Unterschied geltend, der auch in der Militärpsychiatrie zunehmend an Bedeutung gewinnt, deren Vertreter das weite Feld der grassierenden neuropathischen Befindlichkeitsstörungen immer rücksichtsloser unter den sogenannten Krankheiten des Willens und letztlich unter Simulationen verbucht.⁴ Wer über entsprechende Störungen klagt, so lautet der Umkehrschluß, leidet nur an seiner eigenen, kulturell bedingten Überempfindlichkeit.

Das gleiche Heft bringt in der Rubrik *Aus dem Kriegshaushalt* den Beitrag einer Bonner Hausfrau, die sich auf Landurlaub im Schwarzwald aufhält. Sie berichtet von dem seit jeher naturnahen Leben der Bauern, das sich unter Kriegsbedingungen in einem ganz neuen Licht zeige:

„Einen köstlichen Tee trinke ich hier jeden Abend. Der wird aus Erdbeer- und Waldmeisterblüten, aus der Melisse und feingeschnittenen Erdbeer- und Brombeerblättern bereitet. Die Bauern hier haben das immer gesammelt, und dieser Tee bekommt jedenfalls besser als der aufregende, teure englische Tee [...]. – Vieles kann man hier überhaupt als Hausfrau lernen. Die Leute hier haben noch die guten alten Sitten der Vorväter beibehalten. So benutzen sie zur Wäsche die Holzäsche, die in ein Säckchen getan und im Kessel erst ausgekocht wird, bis die Lauge klar ist. Dann wird der Kessel mit kaltem Wasser vermischt und lauwarm über die Wäsche zum Einweichen gegossen und über Nacht stehen gelassen. Am anderen Tag wird sie aus der Lauge herausgewaschen und im Kessel, in den wieder der Beutel gehangen wird, tüchtig durchgekocht, zum zweiten Mal herausgewaschen und im fließenden Wasser gespült. Ich habe lange nicht so schöne, weiße Wäsche gesehen. [...] Es ist eine Freude, an den Häusern die blendend weiße Wäsche hängen zu sehen, und traurig denke ich an die durch das schreckliche Seifenpulver verdorbene, gelbe Wäsche unserer Großstädte.“⁵

Der Krieg gibt den Menschen ihre bewährten Traditionen zurück. Er aktiviert vorindustrielle Lebensgewohnheiten, die längst vergessen schienen. Die zitierten Textpartien lassen kaum ein Schlagwort der konservativen Zivilisationskritik aus. Die Not bietet Anlaß zum Verzicht auf schädliche Stimulantien, sie schiebt der weiteren Verweichlichung des Menschen und der Rückbildung seiner Organfunktionen einen Riegel vor. Nicht zuletzt bestätigt sie ein vertrautes System von Stigmatisierungen. Denn sie trifft diejenigen am härtesten, die sich vom natürlichen Leben am weitesten entfernt haben: den „modernen Kulturmenschen“, den überspannten und erschöpften *Neurastheniker*, den Großstädter. Von solchen Figuren der Devianz hebt sich das Idealbild einer genügsamen und von nervöser

2 Friedrich, S. 146.

3 Friedrich, S. 146.

4 Vgl. Esther Fischer-Homberger, *Die traumatische Neurose. Vom somatischen zum sozialen Leiden*, Bern u.a. 1975, S. 128 ff.

5 *Zeitschrift für Volksernährung* (Anm. 1), S. 149 f.

Anwendung freier Gesundheit ab, das mit der Kriegsnot in Einklang steht. Selbst die Wäsche kann nun wieder weißer leuchten als im Frieden. Der Krieg, so grausam er sein mag, läßt sich als Chance betrachten, um Verunreinigungen zu tilgen.

II.

Der Erste Weltkrieg hängt in mehrfacher Hinsicht mit Mythen wiederzugewinnender oder wiedergewonnener Reinheit zusammen. Wie alle Mythologeme ist auch dieses in unterschiedlichen narrativen Kombinationen und Abläufen einsetzbar. Es kann deshalb in politischen Semantiken Verwendung finden, die ihrem Programm und Inhalt nach weit auseinanderliegen. Die Entwicklung des Motivs 'Krieg als Reinigung' läßt sich in vier Etappen aufgliedern, die hier, trotz der Bekanntheit des einschlägigen Zitatmaterials, noch einmal grob und stichpunkthaft skizziert werden sollen.

Erstens: 'fauler' Friede und Naherwartung der Gewalt vor 1914. Der Erste Weltkrieg bricht über eine Gesellschaft herein, die von der Idee besessen war, im Morast ihrer eigenen Friedlichkeit zu ersticken. Der Expressionist Georg Heym hat diesem Gefühl in einem Tagebucheintrag von 1910 Ausdruck verliehen:

„Es ist immer das gleiche, so langweilig, langweilig, langweilig. Es geschieht nichts, nichts, nichts. Wenn doch einmal etwas geschehen wollte, was nicht diesen faden Geschmack von Alltäglichkeit hinterläßt. Wenn ich mich frage, warum ich bis jetzt gelebt habe. Ich wüßte keine Antwort. [...]

Geschähe doch einmal etwas [...] Oder sei es auch nur, daß man einen Krieg begänne, er kann ungerecht sein. Dieser Frieden ist so faul ölig und schmierig wie eine Leimpolitur auf alten Möbeln.“⁶

Solche Stimmungen sind nicht auf Deutschland beschränkt. In der gleichen Tonlage – gewalttätiger Ausbruch aus den Sumpfgefilen der Dekadenz – ist das 1909 veröffentlichte Gründungsmanifest der Futuristen gehalten. „Wir wollen den Krieg verherrlichen – diese einzige Hygiene der Welt –, den Militarismus, den Patriotismus, die Vernichtungstat der Anarchisten, die schönen Ideen, für die man stirbt, und die Verachtung des Weibes“, heißt eine der Forderungen, die sich fünf Jahre später zu einem martialischen Kriegsgeschrei steigert.⁷ Auch in anderen europäischen Avantgarden, deren Inkubationszeit vor 1914 zurück-

6 Georg Heym, *Dichtungen und Schriften*, Bd. 3: *Tagebücher, Träume, Briefe*, hrsg. von Karl Ludwig Schneider, Hamburg/München 1960, S. 138 f.

7 Filippo Tommaso Marinetti, „Gründung und Manifest des Futurismus 1909“, in: Ubro Apollonio, *Der Futurismus. Manifeste und Dokumente*, Köln 1972, S. 30-36, hier: S. 34. – 1914 heißt es dann: „Ci voleva, alle fine, un caldo bagno di sangue nero dopo tanti umidici e tiepidumi di latte materno e di lacrime fraterne. Ci voleva una bella innaffitura di sangue per l'assura dell'agosto; e una rossa siunatura per la vendemmie di settembre; e una muraglia di suampate per i freschi di settembre.“ (Giovanni Papini, „Amiamo la guerra“, *Lacerba* II, 20 (1.10.1914), S. 274)

reicht, figuriert Gewalt, selbst militärische, als positiver Wert. „Wir waren für den Krieg und der Dadaismus ist heute noch für den Krieg“, erklärt Richard Huelsenbeck im Januar 1918. „Die Dinge müssen sich stoßen: es geht noch lange nicht grausam genug zu.“⁸ Es ließe sich eine Menge derartiger Äußerungen anführen, die mit der Rhetorik einer kriegerischen Läuterung der Welt operieren und breit über das politische und ästhetische Spektrum gestreut sind.⁹

Zweitens: der Kriegsausbruch als Befreiung. Zumal in Deutschland wird der Krieg zu Anfang wie eine Erlösung empfunden. Die Euphorie im August 1914 und in den folgenden Monaten läßt sich nicht nur damit erklären, daß ein bis dahin notdürftig gezähmtes Aggressionspotential plötzlich freigesetzt wird. In der Jubelpublizistik bleibt diese Seite, sozusagen die Feindseite des Krieges, eher im Hintergrund. Statt dessen heben die Autoren den Verbrüderungseffekt durch die Mobilmachung hervor. Es scheint, als habe sich innerhalb weniger Wochen die „Gesellschaft“ in die „Gemeinschaft“ zurückverwandelt, aus der sie einst durch einen verhängnisvollen Abstraktionsprozeß entstanden sein soll – um das spät-rousseauistische Begriffspaar der einflußreichen Schrift von Ferdinand Tönnies zu gebrauchen.¹⁰

An den Krieg knüpft sich die Hoffnung, die Desintegrationserfahrungen der wilhelministischen Ära ungeschehen zu machen. Entsprechend fallen die Zweckbestimmungen aus, die den faktischen militärischen Zielen bemerkenswert gleichgültig gegenüberstehen. Die Apologeten verstehen den Krieg vielmehr als einen Feldzug gegen die verwirrenden Wechselwirkungen zwischen sozialer Anomie einerseits, wachsender Interdependenz andererseits, zwischen dem Bewußtsein einer entfesselten Dynamik und dem damit widersprüchlich verbundenen Gefühl individueller Handlungs lähmung und Stagnation, wie sie der schnelle Übergang zum modernen Industriestaat mit sich gebracht hat. Eine breite lebensphilosophische Grundströmung kommt zum Zuge, der es um reine Intensität, Energie, Dezision, Willen zu tun ist und die sich erst in zweiter Hinsicht politisch spezifiziert.

Bekanntlich haben sich fast alle namhaften deutschsprachigen Schriftsteller an dem anfänglichen Massenjubel beteiligt. Hofmannsthal empfindet eine unverhoffte Gottesnähe und „unbewußte Heilung und Wiedergeburt“.¹¹ Für Thomas

8 Richard Huelsenbeck, „Erste Dadarede in Deutschland, gehalten von R. Huelsenbeck im Februar 1918“, in: R.H. (Hrsg.), *Dada-Almanach*, Berlin 1920, Reprint New York 1966, S. 104-108, hier: S. 106. Unmittelbar im Anschluß an diesen Text ist ein Glückwunschtelegramm an d'Annunzio anlässlich der Eroberung Fiumes abgedruckt, die den militärischen Coup als „dadaistische Großtat“ begrüßt (ebd., S. 108). – Zum Thema Gewalt in den europäischen Avantgarden verdanke ich einer entstehenden Dissertation von Hanno Ehrlicher wichtige Anregungen.

9 Vgl. Thomas Anz und Joseph Vogl (Hrsg.), *Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914-1918*, München/Wien 1982, Nachwort, S. 225 ff.

10 Ferdinand Tönnies, *Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie*, Nachdruck der 8. Aufl. 1935, Darmstadt 1972.

11 Zit. nach Anz/Vogl (Anm. 9), S. 226.

Mann, der sich besonders hervortut, spielt sich das Geschehen im Spannungsfeld zwischen Tat und Kunst ab, weshalb der nach dem vollen Leben verlangende „Künstler, der Soldat im Künstler“ „den Zusammenbruch einer Friedenswelt, die er so satt, so überaus satt hatte“, feiern muß.¹²

„Krieg! Es war eine Reinigung, Befreiung, was wir empfanden und eine ungeheure Hoffnung. [...] Aller innre Haß, den der Komfort des Friedens hatte giftig werden lassen – wo war er nun? Eine Utopie des Unglücks stieg auf [...]“¹³

Drittens: die Katharsis des Grauens. Das Argument der Reinigung wird durch den Fortgang des Krieges nicht etwa delegitimiert; im Gegenteil. „Die Rechnung war falsch“, schreibt Hermann Bahr mit Blick auf die ersten Kriegsdauerprognosen Ende Oktober 1914,

„alle Berechnungen waren falsch: die Wirklichkeit dieses Krieges übersteigt alle unsere Vorstellungen vom Kriege und herrlich ist es, dies einmal im Großen zu erleben, daß die Wirklichkeit immer alle unsere Vorstellungen übersteigt! Denn auch das stimmt ja nicht, daß, wie wir es auf allen Schulen lernten, in allen Büchern lasen, jeder Krieg ein grauenhaftes Unheil sei. Auch dieser Krieg ist grauenhaft, ja, aber uns zum Heil.“¹⁴

Zu den Lehren der liberalistischen Ära, die nun nicht mehr gelten, zählt Bahr das Vorurteil, daß Grauen und Unheil notwendigerweise zusammengehören. Für ihn dagegen stellt der grauenhafte Charakter der Kriegereignisse geradezu die Bedingung für deren heilsame Wirkung dar – und dies erklärtermaßen vor dem Hintergrund der wachsenden Zahl an Gefallenen. Auch das Leiden vergemeinschaftet nämlich.

„Durch alle Tränen schwebt das Leuchten der edelsten Freude empor. [...] Wir freuen uns, einander gefunden zu haben. Wir kannten einander ja gar nicht. Ja keiner kannte sich selbst. [...] wir haben heim gefunden, in unser Wesen heim.“¹⁵

Das „Heil“, die wahre und vollständige Erlösung von der Vergangenheit, kommt erst in der Berührung mit dem Entsetzen zustande. Wenn der Krieg alle „Vorstellungen übersteigt“, dann ist er in seiner Erhabenheit angesprochen, die einer ans komfortable Mittelmaß gewöhnten Welt die wahren Dimensionen des Daseins aufzeigt. Eine apokalyptische Erhabenheit, wie das religiöse Vokabular erkennen läßt, dessen Hermann Bahr sich bedient.

In den folgenden Jahren wird der Krieg auch noch diese religiösen Weihen hinter sich lassen. Die Opferrhetorik läuft sich schnell leer. Der Krieg verliert den ihm anfangs zugeschriebenen Sinn. Aber das legt ihn keineswegs lahm. Bei den Elitetruppen an der Front kommt er ohne das Rüstzeug eines beschwörerischen

12 Thomas Mann, „Gedanken im Kriege“, *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*, XIII, Frankfurt a.M. 1974, S. 533.

13 Mann, S. 533.

14 Hermann Bahr, „Kriegssegel!“, *Kriegssegel*, München 1915, S. 19-33, hier: S. 20.

15 Bahr, S. 25 f.

schen Patriotismus aus. Das Abstreifen der ideologischen Ummantelung läßt ihn gleichsam in seiner nackten Gestalt hervortreten; es legt eine maschinelle und affektive Dynamik frei, die sich aus sich selbst zu ernähren scheint. Das ist zumindest der Tenor seines leidenschaftlichsten literarischen Chronisten, Ernst Jünger. In dessen Erzählung *Sturm* heißt es:

„Jedenfalls, mit den Sinnen wurde heute stärker gelebt. Das sagte schon das Wehen des Atems, wenn man vorm Feinde auf Lauer lag. Da war man nichts als gespannter Muskel, Auge und Ohr. Wer hätte solche Gefühle geträumt vor zwei Jahren noch? Was stand dahinter? Das Vaterland? Gewiß, auch Sturm hatte sich dem Rausche von 1914 nicht entziehen können, doch erst, nachdem sein Geist von der Idee des Vaterlandes abstrahiert, ahnte er die treibende Kraft in ihrer vollen Wucht.“¹⁶

Jüngers stilisiertes Soldatentagebuch *In Stahlgewittern* zielt auf die fortschreitende Enthüllung dieser mythischen Eigentlichkeit des Krieges. Es beschreibt einen Weg durch das Grauen. In den Etappen der Materialschlacht wird die durch permanentes Entsetzen gleichsam überdehnte Geistesgegenwart der Kämpfer von allen Resten eines anthropomorphen Empfindens und Sinnbegehrens entschlackt. Die Reinigung geht nun in einem anderen metaphorischen Register, in dem des Feuers, vor sich.

„Nichts war in dieser Stimme zurückgeblieben als ein großer Gleichmut; sie war vom Feuer ausgeglüht.“¹⁷

„Im Lauf von vier Jahren schmolz das Feuer ein immer reineres, ein immer kühneres Kriegerium heraus.“¹⁸

Das „Kriegerium“, das Jünger hier meint, hat der hochgestimmten Wortwahl zum Trotz die anachronistisch-abenteuerhaften Relikte abgestreift, die dem Kampfgeschehen in glatter Verkennung der technologischen Gegebenheiten anfangs noch angeheftet worden waren. Der Krieg erfüllt die in ihn gesetzten Erwartungen nicht. Er übersteigt sie. Diese Übersteigung aber hat nichts Erhebendes, sie läßt sich nicht mehr in klassischen Erhabenheitstopoi auffangen. Das Entsetzen läßt alle subjektiven Wahrnehmungssynthesen hinter sich; und so breitet sich mitten in der Vernichtung eine vollkommene Unempfindlichkeit aus.

„Die ungeheure Ballung der Kräfte in der Schicksalsstunde, in der um eine ferne Zukunft gerungen wurde, und die Entfesselung, die ihr so überraschend, so bestürzend folgte, hatten mich zum ersten Male in die Tiefe überpersönlicher Bereiche geführt. Das unterschied sich von allem bisher Erlebten; es war eine Einweihung, die nicht nur die glühenden Kammern des Schreckens öffnete, sondern auch durch sie hindurchführte.“¹⁹

16 Ernst Jünger, *Sturm*, Stuttgart 1979 [zuerst Hannover 1923], S. 24.

17 Ernst Jünger, *In Stahlgewittern*, 36. Aufl. Stuttgart 1995, S. 104.

18 Jünger, S. 159.

19 Jünger, S. 288.

Es geht nicht mehr um eine Katharsis des Menschen, sondern *vom* Menschen. Der Topos der Reinigung bestätigt sich über alles im Vorkrieg Ausdenkbare hinaus. Er schließt sich gewissermaßen selbst in die von ihm heraufgerufene Desillusionierung mit ein. Wer aus der Schlacht zurückkehrt, wird sich fortan jenseits einer die Erfahrungswelt des Friedens im ganzen erfassenden Annihilation, 'jenseits des Nihilismus' bewegen. Jünger hält diesen für ihn unwiderruflichen Übertritt über die Schwelle in Schilderungen fest, die merkwürdig bruchlos zwischen äußerster Kälte und kitschigem Lyriasmus changieren. Aber so sehr er seine Chronik des Krieges ins Bedeutungsvoll-Erlebnishaft und Metaphysische zieht, so wenig ist es ihm darum zu tun, den Ereignissen ein sozusagen menschengemäßes Format zurückzuerstatten. Das „innere Erlebnis“, das er evoziert, bleibt auf paradoxe Weise mit der Figur der Selbstausslöschung verschmolzen.

„Es fehlte [...] die mächtige Woge der Großen Schlacht, ihr siedender Übermut; dafür hatte ich ein sehr unpersönliches Gefühl, als ob ich mich selbst mit einem Fernrohr beobachtete. Zum ersten Mal in diesem Kriege konnte ich das Zischen der kleinen Geschosse hören, als piffen sie an einem Gegenstand vorbei. Die Landschaft war von gläserner Durchsichtigkeit.“²⁰

„Man war müde geworden und an das Gesicht des Krieges gewöhnt, aber gerade aus dieser Gewöhnung heraus sah man das Geschehen in einem gedämpften und andersartigen Licht. Man wurde nicht mehr so geblendet durch die Gewalt der Erscheinungen. Auch spürte man, daß der Sinn, mit dem man ausgezogen war, sich verzehrt hatte und nicht mehr zureichte. Der Krieg warf seine tieferen Rätsel auf. Es war eine seltsame Zeit.“²¹

Wie andere militaristische Schriftsteller der zwanziger Jahre schildert Jünger das 'Ausgebranntsein' der Soldaten mit uneingeschränkter Zustimmung. Er will zeigen, wie sich in der „Hammerschmiede“²² der Schlacht ein neuer *Typus* ausprägt, der jenseits des Bezugsbereiches der *Person* agiert. Der Krieg führt dieser Logik zufolge nicht nur in ein transhumanes, sondern auch in ein transideologisches Gebiet. Ideologie reagiert auf menschliches Sinnverlangen; sie ist nach den überstandenen Erfahrungen regressiv. Darum läßt sich das „Erlebnis“ des Krieges, wie Jünger es meint, nicht mit den schlichten Mitteln einer rationalistischen Ideologiekritik greifen.

Jüngers gesamte Nachkriegspublizistik, vor allem die Essays der frühen dreißiger Jahre,²³ wird in Entwürfen einer „Ordnung“ bestehen, die dem veränderten technisch-anthropologischen „Bestand“ Rechnung trägt. Stilistisch üben sich die Essays in der Kunst des empathiefreien Sprechens. Dem entspricht es, daß sie in ihrer rabiatischen Planungssachlichkeit auf Wünsche nach ideellem Geborgensein, nach einer höheren Rechtfertigung des von ihnen ausgestellten Machtprinzips

20 Jünger, S. 316.

21 Jünger, S. 292 f.

22 Ernst Jünger, *Der Kampf als inneres Erlebnis, Sämtliche Werke*, Stuttgart 1978 ff., Zweite Abteilung, Bd. 7: *Essays I*, S. 73 und öfters.

23 Es handelt sich hier im wesentlichen um die drei Texte 'Der Arbeiter' (1932), 'Die allgemeine Mobilmachung' (1930) und 'Über den Schmerz' (1934).

eher herablassend reagieren. Obwohl sie sich faktisch eng an die heraufziehende Diktatur anlehnen, halten sie sich von deren propagandistischem Populismus doch fern. Diese *Ideologie-Indifferenz* bei gleichzeitiger totaler Mobilisierung gehört zu den noch nicht hinreichend untersuchten Komponenten sowohl von Teilen der faschistischen oder faschismusnahen Ästhetik als auch der NS-Verwaltungstechnokratie.²⁴

Viertens: die Vollendung des Krieges nach dem Krieg. Nicht nur rechtsextreme Autoren vom Schlag Ernst Jüngers sind in den zwanziger Jahren von dem Gedanken an das Vermächtnis des Ersten Weltkriegs besessen. Es bürgert sich überhaupt ein, in diesem Ereignis das unabgeschlossene Ende einer weltgeschichtlichen Ära zu sehen. Allerdings verschiebt sich das Datum der Epochenzäsur vom Kriegsbeginn auf dessen Ausgang. Während erst die allgemeine Mobilmachung als Fanal der Erneuerung begrüßt worden war, wird nach 1918 der Kriegsverlauf im ganzen meist noch der alten Zeit zugeschlagen. Im Rückblick scheint es so, als hätten das deutsche Kaiserreich im engeren, die bürgerlich-liberale Ära im weiteren Horizont ihren eigenen Untergang herbeigeführt – und zwar moralisch wie militärisch.²⁵ Anders gesagt, die Rückdatierung der Zeitenwende um vier Jahre bietet den Vorteil, auch noch die ungeheuren Verwüstungen, die der Weltkrieg mit sich gebracht hat, dem alten Regime anzulasten. So argumentieren nicht nur die expressionistischen Apokalyptiker, die sich bald zu einer friedliebenden Haltung bekennen, sondern selbst hartnäckige Parteigänger dieses und des folgenden Krieges; noch einmal Jünger: „Gleich dem Untergang jener übermütigen Stadt spürte man das hoffnungslose Versinken einer Kultur, erschauernd vor der Erkenntnis, im Strudel mit hinabgerissen zu werden.“²⁶

24 Vgl. Götz Aly und Susanne Heim, *Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine europäische Ordnung*, Hamburg 1991. – Als exemplarische Untersuchung zur Karriere des SS-Planers Werner Best: Ulrich Herbert, *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft. 1903-1989*, Bonn 21996.

25 Die Rechtspropaganda der Weimarer Republik arbeitet zielstrebig daran, den Liberalismus und sogar die ja erst 1918 konstituierte Demokratie zu Atavismen im Geist des 19. Jahrhunderts zu erklären.

26 Jünger (Anm. 22), S. 23. – Ähnlich äußert sich Jünger an vielen anderen Stellen. In 'Feuer und Blut' heißt es im Stil einer Epiphanie: „Wir haben in den tödlich funkelnden Spiegeln der Materialschlacht den Zusammenbruch eines hoffnungslos verlorenen Zeitalters geschaut.“ (Jünger, *Sämtliche Werke* [Anm. 22], Erste Abteilung, Tagebücher I, Bd. 1, S. 439-538, hier: S. 451).

Komplementär dazu der Blick nach vorn: „Die Lage Deutschlands nach dem Ersten Weltkrieg war günstig; trotz allen Verlusten an Menschen, Gütern und Gebieten blieb die potentielle Energie gewahrt. [...] Günstig vor allem war die Befreiung von dem Erbteil mittelalterlicher Einrichtungen, das bei der Reichsgründung in die Verfassung übernommen worden war. Nunmehr schien Großes möglich, und es fehlte auch nicht an Plänen und Ideen, es zu verwirklichen. Dieses Gefühl erklärt den eigentümlichen Optimismus, der trotz bedrückenden politischen und ökonomischen Wirren während der zwanziger Jahre als Unterströmung lebendig war.“ (Ernst Jünger, *Maxima – Minima. Adnoten zum 'Arbeiter'* [1964], *Sämtliche Werke* [Anm. 22], Zweite Abteilung, Essays II, Bd. 8, S. 319-396, hier: S. 371).

Durch die Zurechnung des Kriegs auf die Vorkriegsgesellschaft lassen sich sowohl das Trauma der deutschen Niederlage beschwichtigen als auch die mit dem Jahr 1918 neu einsetzende 'Gegenwart' exkulpieren. Überdies können sich die Überlebenden nun mit der zurückliegenden Katastrophe in eine Art von geschichtsphilosophischer Übereinstimmung bringen. Denn das militärische Zerstörungswerk bereitet zugleich den Boden für den ersehnten Epochenbruch, und das heißt wieder, wenn auch in verändertem Sinn: für den Abschied von einer hinaufgewordenen Vergangenheit, für einen Akt kollektiver Selbstreinigung.

Der Erste Weltkrieg, in seiner technischen Form seinerseits ein Produkt rigoroser Modernisierung, hinterläßt das verbreitete Gefühl eines Modernitätsdefizits – so unterschiedlich die Zeitdiagnosen im einzelnen ausfallen. Die ersten Nachkriegsjahre sind erfüllt vom Pathos des Neuen. Auch wenn die 'heiße', expressionistische Phase der erneuerten Menschheitsideale bald vom 'kalten' Ethos der Sachlichkeit abgelöst und absorbiert wird, bleibt eine epochale Grundkonstellation bestehen. Sie setzt sich aus den Komponenten der erlebten Katastrophe und einer durch sie verursachten tiefgehenden Erschütterung einerseits, des Wunsches nach einem totalen Zeiteinschnitt und der restlosen Neuordnung des sozialen Universums andererseits zusammen. Es handelt sich mit anderen Worten um eine Doppelfigur aus destruktiven und konstruktiven Impulsen. Von den vier Varianten der Läuterungsrhetorik in bezug auf den Krieg ist diese letzte am schwersten zu verstehen. Denn sie rührt an die Frage, wie es möglich ist, daß Traumata, und zwar *in der Richtung der Traumatisierung*, zu Handlungsvorgaben werden.

III.

Man erkennt leicht die Diskrepanzen, die zwischen den verschiedenen Utopien einer Katharsis der Gesellschaft durch den Krieg aufklaffen. Die entsprechende Rhetorik ist sowohl mit apologetischen als auch mit kritischen Positionen vereinbar, sie umschließt prospektive und reaktive Haltungen, Wünsche ebenso wie Zustände der Angst. Das liegt, so läßt sich vermuten, an der im wesentlichen formalen Beschaffenheit der ihr zugrundeliegenden Figur. Sie beschränkt sich darauf, zwei semantische *Verfahren* aufzurufen: die Setzung einer Zäsur (im Sinn einer Wiedergeburt, eines Neuanfangs, zumindest des Austritts aus der historischen Entwicklung) und den Rückgang auf das Elementare.

Wie sich der Neueinsatz und die Rückführung der Verhältnisse auf das Elementare inhaltlich ausgestalten, bleibt demgegenüber unterbestimmt. Beide Kategorien können in konservativer Richtung gewendet werden: dann wird von der unversehrten Tiefenschicht eines gewachsenen und organischen 'Lebens' fabuliert, die in der Kriegsgemeinschaft plötzlich zutagegetreten sei, und von der erfolgreichen Rückbesinnung auf das deutsche 'Wesen'. Der Erste Weltkrieg, der letztlich einen Großteil der gewachsenen Gesellschaftsstrukturen zerstört, hat sich

so gleichwohl von traditionalistischen Erwartungen her vereinnahmen lassen. Auf der anderen Seite, und zum Teil unter Benutzung desselben Vokabulars, kann sich ein radikaler Antitraditionalismus mit ihm verbünden. Dann wird er zum Ausgangspunkt von Planspielen, die so wenig Vergangenes wie möglich die erreichte weltgeschichtliche Nulllinie passieren lassen. Von einer neuen Primitivität, die nichts mit der Rückkehr zur vorindustriellen Einfachheit des Lebens zu tun hat und einen klar destruktiven Zug trägt, ist zumal in den Avantgarden und während ihrer Nachbeben in den zwanziger Jahren die Rede.

Die gleiche Formel läßt sich also in zwei völlig konträre argumentative Systeme einbauen. Tatsächlich ist es nicht nur zu solchen einfachen Entgegensetzungen, sondern darüber hinaus zu einer breiten Skala von Begriffshybriden gekommen. Das wäre vielleicht nur von ideengeschichtlichem Interesse, wenn man nicht annehmen müßte, daß auf dieser Basis auch *affektive Synergien* entstehen: Affektbündelungen, die durch keine Übereinstimmung politisch-programmatischer Art zu erklären sind. Der Krieg war nicht nur eine Machenschaft der Industriellen und Militärs.²⁷ Er hat in magnetischen Wellen das ganze Gesellschaftsgefüge durchdrungen. Er wurde von vielen und aus vielen Gründen bejaht, begonnen und mitgetragen.

Selbst wo sich in der Kriegesemantik inhaltliche Konvergenzen abzeichnen, stehen sie quer zu identifizierbaren politischen Optionen. Wann immer vom schöpferischen Potential des Krieges die Rede ist, werden fast reflexhaft bestimmte Kontrastbilder beschworen. Drei Antitypen, die zu diesem Komplex gehören, kamen eingangs zur Sprache: der kulturell 'überfeinerte' Mensch, der Neurasthener und der Großstädter. Es handelt sich um Aspekte desselben Charakters. Er versammelt gewissermaßen den gesamten antizivilisatorischen Selbsthaß der Epoche auf sich. An den Krieg knüpft sich die Erwartung, den so gekennzeichneten Zivilisationstyp und eine von ihm ausgehende diffuse Bedrohung zu überwinden. Nimmt man derartige Phantasmen beim Wort, so ist man zu dem Schluß genötigt, daß 1914 auch ein Teil der Moderne gegen den anderen zu Felde zog. Noch die nachträglichen Ausdeutungen der Katastrophe verlaufen entlang dieser inneren Front. Nur ist nicht ohne weiteres zu entscheiden, wer auf der einen und wer auf der anderen Seite steht. Denn auch die Klischees, die vom morbiden Frieden und seinen Charakteren gezeichnet werden, tauchen wie Wandermythologeme in disparaten Konzepten auf.

Die Mobilmachung steht ganz allgemein im Zeichen der Anti-Dekadenz. Welche Reichweite eine solche Konnotation hat, zeigt sich erst, wenn man die weite Verbreitung von Phantasien des Niedergangs im Prozeß der Moderne ins Licht rückt. Das 19. Jahrhundert wird nicht nur von den *grands récits* der Bildung und des Fortschritts beherrscht, sondern spiegelt sich gleichermaßen in deren pessimistischen Varianten: Hypertrophie des Intellekts, unabwendbare Degeneration.

²⁷ Vgl. Modris Eksteins, *Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg*, Reinbek 1990, S. 93 ff. und passim.

Wie der 'Fortschritt' gehorcht die 'Degeneration' einer akkumulativen Bewegung. Nichts bleibt folgenlos, jede Verfehlung der älteren Generationen speichert sich im menschheitlichen Erbe und wird in der Gegenwart oder nahen Zukunft gnadenlos bilanziert. Weil die Zivilisation die Menschen von ihrer natürlichen Ausstattung entfernt, kommt es zwangsläufig zu einem Schwund der durch die Generationenkette weitergegebenen psychophysischen Substanz. In dieser Abwärtsbewegung summieren sich die das 19. Jahrhundert beherrschenden Zerfallsängste. Der Zusammenbruch der zivilisatorischen Ordnung, wie sie im liberalen Modell des Fortschritts zu einer friedlichen Weltgesellschaft kodifiziert war, ist infolgedessen nur von einer Seite her ein Verlust; aus der anderen der beiden Zwillingsperspektiven bringt er eine verhängnisvolle Entwicklung endlich, und gewissermaßen in letzter Minute, zum Stehen.

Energetischer Produktivismus einerseits, Entropie-Angst andererseits fügen sich zu einer, man ist versucht zu sagen, schizoiden Disposition der Moderne zusammen.²⁸ Der physikalische Begriff der Entropie wird zum Leitbild all jener kulturkritischen Affekte, die sich auf Szenarien der schleichenden Auflösung von Form in Formlosigkeit, der Bildung amorpher Massen, der wachsenden Anomie im allgemeinen beziehen.

Die beiden konkurrierenden Energiekonzepte finden auch auf den menschlichen Körper Anwendung. Dessen gesteigerter Beanspruchung im modernen Arbeitsprozeß stehen nämlich Ausfälle in Form von chronischer Erschöpfung und diffusen nervösen Leidenszuständen entgegen. Die Neurasthenie, eine der wichtigsten ärztlichen Diagnosen am Ende des 19. Jahrhunderts, stellt sich den Medizinern wie ein Zustand leiblich-seelischer Entropie dar. Auf sozialem wie somatischem Gebiet wird also die Fortschrittsdrift von einer scheinbar retroversen Gegenbewegung begleitet: ständig findet sich die Anstrengung von vorzeitiger und übermäßiger Ermüdung, die Konzentration von nervöser Zerstreung, die Ausrichtung auf ein Ziel von einer chronischen Orientierungskrise bedroht. Die Literatur des fin de siècle entwirft eine große Zahl solcher Psychogramme. Fast alle Kriegerbiographien des Ersten Weltkriegs, die realen ebenso wie die fiktiven, erwachsen aus einem derartigen Hintergrund.

Vom Denken in Begriffen der Degeneration her läßt sich der Kollaps der liberalen Fortschritts- und Pazifizierungsideen nachgerade mit Befriedigung konstatieren. Der Krieg steht im Fokus der anti-nervösen, anti-dekadenten und anti-liberalen Körperprogramme, die zu Beginn des Jahrhunderts allenthalben gepredigt werden. Beide, Kultur und Dekadenz, treffen in dem Lebensraum der Moderne schlechthin, der Großstadt, zusammen.

Viele Kriegerromane sind denn auch im gleichen Atemzug Verabschiedungen des sittlichen Niedergangs und der Stadt. Wenn ihre Helden sterben müssen, dann ist es der im Vergangenen verhaftete Persönlichkeitsteil des Frontkämpfers,

²⁸ Grundlegend hierzu: Anson Rabinbach, *The Human Motor. Energy, Fatigue, and the Origins of Modernity*, New York 1990.

der zu Tode kommt.²⁹ Diese symbolische Ökonomie verleiht selbst dem Zufallstod in der Materialschlacht einen Sinn. Sie steuert überdies die Mythen der Wiedergeburt, die sich denen aufdrängen, die lebend aus den Schützengräben herauskommen. Jedenfalls gibt sie Leitlinien für die Bewältigung des Kriegstraumas vor: Anweisungen, um den Einbruch der Kontingenz noch einmal, ein letztes Mal, in ein Gesamtbild künstlerischer und organisatorischer Ordnung zu überführen. Nicht zuletzt in dieser Beziehung hat der Krieg seinen Beitrag zur Kritik und zur Modernisierung der Moderne geleistet.

IV.

Im Oktober 1918 kehrt der junge Architekt Walter Gropius aus dem Kriegsgebiet in Frankreich zurück. In Berlin bekommt er die ersten revolutionären Unruhen zu spüren. „Unter dem Eindruck dieser Erfahrung“, schreibt sein Biograph Reginald R. Isaacs, „wandelte sich seine Einstellung zu Politik und Gesellschaft, zur Arbeit und zum Leben radikal. Plötzlich überkam ihn – ‘wie von einem Lichtstrahl getroffen’, nannte er es später – die Erkenntnis, daß er sich bekehren, auf die neue Zeit und neue Verhältnisse einrichten müsse. Aus dem vormehr konservativen wurde quasi über Nacht ein Progressiver, ein jäh innerer Wandel, den er in der Erinnerung einmal mit der bündigen Formel umschrieben hat: ‘Nach dem Krieg dämmerte mir [...], mit dem alten Krempel war es vorbei.’“³⁰

Gropius engagierte sich im Berliner Arbeitsrat für Kunst, löst dessen Vorsitzenden Bruno Taut ab und steht bald im Zentrum der architektonischen und künstlerischen Reformbestrebungen der sich bildenden Weimarer Republik. In einem Brief vom März 1919 heißt es:

„Das ist die Art Leben wie ich es mir lange dachte, aber die innere Reinigung durch den Krieg war dazu nötig. Ich bin durch vieles innere Leid im Kriege vom Saulus zum Paulus geworden. Geistig idiotisiert und zermürbt aus dem furchtbaren Krieg heimkehrend stürzte ich mich vor drei Monaten wie ein Rasender in das geistige Leben und habe nun heute die beruhigende Genugtuung, durch eigene Kraft in dieser doch verhältnismäßig kurzen Zeit meinen Stand zu behaupten und mir neuen Boden zu erringen. Ich weiß heute genau, daß es *nur* dadurch möglich war, daß ich mich innerlich völlig umgewandelt und auf das Neue, was unheimlich stark heraufsteigt, umgestellt habe.“³¹

Ein Damaskus-Erlebnis, das in jenen Jahren keineswegs einzigartig ist. Im Fall von Gropius hat es weitreichende Folgen. Denn wenn er auch Impulse der schon vor dem Krieg entstandenen Werkbund-Bewegung weiterführt, so sind doch die Pläne für ein radikal neues Bauen, die Gropius, Taut und ihre Mitstreiter erst in

29 Vgl. Hans-Harald Müller, *Der Krieg und die Schriftsteller. Der Kriegsroman der Weimarer Republik*, Stuttgart 1986, S. 17 und passim.

30 Reginald R. Isaacs, *Walter Gropius. Der Mensch und sein Werk*, 3 Bde., Frankfurt a.M. u.a. 1985-86, I, S. 188.

31 Zit. nach Isaacs (Anm. 30), S. 196.

der schwärmerisch-geistsozialistischen Diktion der unmittelbaren Nachkriegszeit, später mit dem kühlen Ethos des Funktionalen verkünden, ohne den langen Schatten der Kriegserfahrungen kaum zu denken. Die Architekturprogramme der Weimarer Republik schwelgen in Visionen des Klaren, Hellen, Kristallinen und in der Begeisterung für nichtorganisches Material. Sie rufen zu einer Reform nicht nur der Bauweise, sondern auch der Wohnkultur und des Lebensstils auf. Letztlich betreiben sie, den Krieg im Rücken, ein anthropologisches Projekt. Bruno Tauts visionäre Schrift ‘Die Stadtkrone’ enthält einen ‘Aufbau’ betitelten Beitrag von Erich Baron, in dem es in expressiver Dramatik heißt:

„Leidtragende sind wir. Mord wütete unter uns. Leichengeruch durchdringt die Atmosphäre der Welt. Und zusammengekauert liegen die Seelen auf dem Brachfeld.

Wir tragen das Leid, aber die Sehnsucht trägt uns darüber empor. Erstarrt im Grauen, zerfetzt von allem Entsetzlichen, spüren wir den Tod im Herzen. Unschuld ist vergiftet, Reinheit befleckt. An den geschändeten Heiligtümern knien Verworfenne und Hoffnungslose.

Wir richten uns zu neuem Glauben auf.

Die Erde hat Blut in Strömen getrunken. Verrucht und kostbar bleibt sie Grab und Wiege des Menschengeschlechts, göttlicher Ahnung voll.

Daß doch die Menschen menschlicher wären, sich nicht zerfleischen, dem rüddigen Krieg keinen rüddigen Frieden folgen ließen. Doch dazu bedarf es aller Läuterung, die das bisher ‘Selbstverständliche’ kühn überwindet [...].“³²

In der sukzessiven Umsetzung in Architektur während der Weimarer Zeit bedeutet eine solche „Läuterung“, mit wachsendem Rigorismus die Spuren des Vergangenen auszutilgen – seien sie persönlicher oder kollektiver Natur. Nichts soll Bestand haben von der überlasteten Ornamentik und dem Eklektizismus der Vorkriegsstile, von der historistischen Anlehnung an Epochen, deren Geist gewichen ist, vom Bau als in Stein verewigtem Repräsentationswillen seines Besitzers. Derartige Entfaltungen von Pomp und Dekor gelten nun vollends als Inbegriff der Verlogenheit. Die Verkünder der neuen Architektur entwerfen nichts weniger als ein Wahrheitsprogramm. Sie münzen die Härte der durchlebten Erfahrungen in die Autorität ihrer eigenen Postulate um. Die schlimmste und geradezu verbotene Regung, die sie kennen, besteht in Nostalgie. Wie um dieser Gefahr zu entgehen und die historische Initiative nicht mehr aus den Händen zu geben, treten sie statt dessen eine Art Flucht nach vorne an.

Es seien drei Momente hervorgehoben, die für die planerische Dynamik jener Zeit eine Schlüsselrolle spielen.

Erstens werden die Bauplanungen der zwanziger Jahre von einem *ikonoklastischen Impuls* angetrieben. Die Architekten beziehen Anregungen für ihren Elementarismus aus der abstrakten Malerei. Weder dulden sie abbildliche Motive an ihren Bauten; jeder Wunsch nach Symbolisierung, der Besonderheiten in Anspruch nimmt, ohne durch funktionale Gesichtspunkte gerechtfertigt zu sein, wird unterbunden. Noch lassen die Reformer überhaupt die überlieferten bau-

32 Erich Baron, „Aufbau“, in: Bruno Taut, *Die Stadtkrone*, Jena 1919, S. 101-109, hier: S. 103.

lichen Darstellungsmittel gelten. „Der Architekt“, schreibt der Corbusier-Schüler Ludwig Hilberseimer in seinem Buch *Großstadtarchitektur* von 1927, „muß den gesamten Formenballast, mit dem ihn eine gelehrte Erziehung belastet hat, vergessen.“³³ Er soll sich auf „geometrische und kubische Elemente, die eine weitere Objektivierung nicht zulassen“, beschränken.³⁴

Selbst die dekorative Gestaltung der Innenräume wird reglementiert. Bruno Taut will den prospektiven Bewohnern seiner Häuser ein regelrechtes Bilderverbot auferlegen. Der bloß zerstreue Umgang mit Bildwerken, meint er, wirke schädlich auf die seelische Ökonomie. Man brauche zwar

„nicht auf Bilder, Photos, Plastiken usw. zu verzichten, aber man soll sie unsichtbar verwahren und nur dann hervorholen, wenn man sie betrachtet [...]. Aber abgesehen von solchen psychischen Gründen ist es durchaus barbarisch, die geglättete, gestrichene oder sonstwie behandelte Wand eines Raumes zu vernageln und sie durch Bilder ihrer Eigenschaft des Raumabschließens zu berauben, auch wenn man solche Bilder an Schnüren hängt.“³⁵

Mit dem ikonoklastischen Elan verbindet sich *zweitens* die allgemeine Neigung zur Herstellung *erinnerungsloser Räume*. Die moderne Architektur betreibt nicht nur Raumpolitik, sondern auch eine Politik des Gedächtnisses oder vielmehr *Vergessens*. Das gilt sowohl für ihren erklärten Antihistorismus in der äußeren baulichen Gestaltung als auch für das dazugehörige Ideal leergeräumter und kahler Intérieurs. Die wachsende Unduldsamkeit der Reformer in diesem Punkt zeigt sich wieder bei Bruno Taut, wenn er den Hausfrauen der zwanziger Jahre eine rabiate Entrümpelung ihrer noch im bürgerlichen Stil mit Erinnerungstücken angefüllten Wohnungen vorschreibt:

„Es wird ein Fetischismus mit den Gegenständen getrieben, man hat Aberglauben vor ihrer Vernichtung, und gibt ihnen damit Macht und Herrschaft, unterwirft sich der Tyrannei des Leblosen, anstatt in seinem Gehäuse selber der unanfechtbare Herrscher zu sein.“³⁶

Die Hausfrau, meint Taut, werde zur Sklavin ihrer eigenen Pietät; sie erliege dem überhandnehmenden Staub in den überdies durch die schweren Vorhänge abgedunkelten Zimmern; dadurch leide nicht nur das moderne Stilempfinden,

33 Ludwig Hilberseimer, *Großstadtarchitektur*, Stuttgart 1927, S. 100.

34 Hilberseimer (Anm. 33), S. 100.

35 Bruno Taut, *Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin*, Leipzig ²1924, S. 24-26. Die Verteidigung der Wände gegen ihre Bewohner ist bei den architektonischen Modernisierern ein verbreiteter Reflex. Noch in den sechziger Jahren wird sich Le Corbusier über Zweifler an seiner aus Beton gegossenen 'Strahlenden Stadt', insbesondere an seiner Kindergartenarchitektur, ereifern:

„Vor den makellosen Mauern: 'Ziehen Sie den Kindern Handschuhe an?' Die Kinder machen keinen Schmutz – sie lieben ihren Kindergarten und sind bestürzt über den kleinsten Fleck, den eines von ihnen gemacht hat. Sie sind ihre eigene Polizei.“ (*les carnets de la recherche patiente*. Hrsg. Le Corbusier. Carnet Nr. 3: *Kinder der Strahlenden Stadt*. Stuttgart 1968, S. 58).

36 Taut (Anm. 35), S. 10 f.

sondern auch die Hygiene – ganz im Geist der Staubphobie, die sich bereits um 1900 ankündigt und in den zwanziger Jahren, in denen der damals noch so genannte Vakuummreiniger in Gebrauch kommt, epidemische Ausmaße annimmt. Und Hygiene ist hier über die engere medizinische Bedeutung des Wortes hinaus als moralischer Faktor verstanden.

Taut zögert nicht, die „Sauberkeit und Glätte des ganzen Hauskörpers“, die ihm vorschwebt, in „Übereinstimmung mit der heutigen Tendenz der Körperentwicklung und -pflege, der Hygiene und der Nacktkultur“ zu sehen.³⁷ Wenn sie dem baulichen Purismus Genüge tun wollen, müssen die Bewohner sich selbst und die sie umgebende Objektsphäre einem strengen Regime unterziehen. Das betrifft schon die Kinder, die man „durch Belohnung mit einem neuen Spielzeug“ dazu bringen soll, „jährlich die Hälfte des alten selbst zu beseitigen. [...] Aufräumen ist nichts anderes als eine andere Form der Reinigung.“³⁸ Taut wendet, ebenso wie seine radikaleren Kollegen,³⁹ diätetische Verfahren auf die materielle Alltagskultur an. In dem Maß, in dem das Vergangene als Ballast erscheint, in dem die Leidenschaften des Sammels, Rettens und Aufbewahrens, die lebensgeschichtliche Verbundenheit mit den Gegenständen als bloße Retardationen wahrgenommen und bekämpft werden, bedarf es einer schnelleren und sozusagen vertikalen Zirkulation, um das Gedächtnis von dem Überwuchertwerden durch das Gewesene zu befreien. Die heute vielbeklagte 'Wegwerf-Mentalität' mußte gegen den erheblichen Widerstand der Betroffenen erst volkspädagogisch durchgesetzt werden. Reinigung heißt hier explizit: Müll produzieren.

Drittens setzt die moderne Architektur zum *Angriff auf die Städte* an. Das mag angesichts ihrer urbanistischen Ausprägung zunächst überraschen. Aber die städtebaulichen Visionen, die in den zwanziger Jahren entwickelt werden, laufen geradewegs auf die Zerstörung der vorfindbaren städtischen Strukturen hinaus. Die Großstadtkritik der Modernisten ist nicht weniger scharf als die entsprechende konservative Polemik. Zum Teil stimmen sogar die Argumente, wenn auch nicht das Vokabular, überein. Für die einen wie für die anderen ist die Großstadt, die ihnen vor Augen steht, Schauplatz sozialer Verelendung und mentalen Niedergangs, ein anomisches und monströses Gebilde. Im Frühjahr 1919 verfassen Gropius, Taut und Adolf Behne einen Ausstellungstext, in dem es heißt:

„Was ist Baukunst? Doch der kristallene Ausdruck der edelsten Gedanken der Menschen [...] Da gehen wir durch unsere Straßen und Städte und heulen nicht vor Scham über solche

37 Bruno Taut, „Ästhetik der Architektur“, 1928, in: Kristiana Hartmann (Hrsg.), *trotzdem modern. Die wichtigsten Texte zur Architektur in Deutschland 1919-1933*, Braunschweig/Wiesbaden 1994, S. 151-156, hier: S. 153.

38 Taut (Anm. 37), S. 34.

39 Um den vielleicht naheliegenden Vorwurf der Pauschalisierung wenigstens in diesem Detail zu entkräften, soll festgehalten sein, daß Taut als Anhänger der Gartenstadtbeziehung ein ausgesprochen maßvoller und einfühlsamer Architekt war. Auch seine Vorschläge zur Diätetik des Intérieurs werden von den Totalen Planern wie Le Corbusier oder Hilberseimer bei weitem übertroffen, die für alle neu zu bauenden Wohnungen den Standard normierter Hotelzimmer durchsetzen wollten.

Wüsten der Häßlichkeit! Seien wir uns nur klar: diese grauen, hohlen, geistlosen Attrappen, in denen wir leben und arbeiten, werden vor der Nachwelt beschämendes Zeugnis für den geistigen Höllensturz unseres Geschlechtes ablegen [...].“⁴⁰

Von einer „Wiedergeburt jener Geisteseinheit, die sich zur Wundertat der gotischen Kathedralen aufschwang“, ist wenig später die Rede. Das Gründungsmanifest des Weimarer Bauhauses als Werkstatt aller Künste kündigt sich hier schon an. Interessant ist, daß die avancierten Architekten sich einer Geschichtsfigur bedienen, die sie dem schon erwähnten Buch des Moderne-Gegners Tönnies hätten entlehnen können.⁴¹ Danach hat die Stadt erst den Gesetzen eines natürlichen und organischen *Wachstums* gehorcht. Mit dem Übergang zur Industriegesellschaft aber begann sie, von keinem kollektiven Stilwillen mehr umfaßt, geschwürartig zu wuchern. Diese Phase der *Wucherung* gilt es zu überwinden: und zwar durch Wiederherstellung einer gestaltenden Autorität, durch Neubelebung kommunitaristischer Modelle und nicht zuletzt durch eine über den Partikularismus des untergehenden Zeitalters triumphierende *Planung*. Die Planung bringt, so verkünden die Reformen mit Zuversicht, den organischen Zusammenhang auf höherer Stufe wieder zum Leben.

Die real bestehende Großstadt wird so zwischen der Sehnsucht nach dem Organischen einerseits und dem Begehren nach voraussetzungsloser und „reiner Konstruktion“ andererseits gleichsam zerrieben.⁴² Ohnehin divagieren die Begriffe, „organisch“ und „funktional“ können fast synonym gebraucht werden,⁴³ und sowohl das gemäßigte Konzept der Gartenstadt nach englischem Muster, aus dem sich der heutige Typ der Reihenhaussiedlung entwickelt, als auch das einer megalomanischen Blockbebauung mit dazwischengelegten Grünflächen nehmen die Prädikate des Einfachen und Natürlichen für sich in Anspruch. Im übrigen tauchen in den urbanistischen Planungen all die Negativ-Stereotypen wieder auf, derer sich schon die Kriegsapologetik bedient hatte, und beflügeln sie in ihrer destruktiven Mission.

Der Haß auf die überkommenen städtischen Strukturen ist keine deutsche Besonderheit. Präliert von den futuristischen Zerstörungsphantasien in bezug auf Venedig, findet er seinen unerbittlichsten Ausdruck in den Programmen Le Corbusiers, die ihrerseits auf ein breites Echo bei deutschen Planern stoßen:

40 Zit. nach Isaacs (Anm. 30), S. 200.

41 Vgl. die komprimierte Schlußdarstellung in: Tönnies (Anm. 10), S. 239 ff.

42 „Reine Konstruktion ist das Kennzeichen der neuen Formenwelt. [...] Das Gestern ist tot: Tot die Bohème. Tot Stimmung, Valeur, Grat [sic] und Schmelz und die Pinselstriche des Zufalls [...]: Unser Gemeinschaftsbewußtsein erträgt keine individualistischen Ausschreitungen.“ (Hannes Meyer, „Die Neue Welt“. Zit. nach Hartmann [Anm. 37], S. 146-148, hier: S. 147 f.).

43 Vgl. Gerhard Fehl, „Die Moderne unterm Hakenkreuz. Ein Versuch, die Rolle funktionalistischer Architektur im Dritten Reich zu klären“, in: Hartmut Frank (Hrsg.), *Faschistische Architekturen. Planen und Bauen in Europa 1930-1945*, Hamburg 1985, S. 88-122, hier: S. 105.

„Die Fäulnis der alten Städte und die Intensität der modernen Arbeit entnerven die Menschen und machen sie krank. Das moderne Leben fordert Ersatz der verbrauchten Kräfte. Körperliche und sittliche Gesundheit hängen von den Stadtplänen ab. Ohne körperliche und sittliche Gesundheit verkümmert die soziale Zelle. Ein Land schafft sich nur durch die Kraft seiner Rasse Geltung.

Die heutigen Städte vermögen den Ansprüchen des modernen Lebens nicht zu genügen, wenn man sie nicht den neuen Bedingungen anpaßt.“⁴⁴

Licht, Luft, soziale Hygiene sind die neuen Leitwerte. Sie setzen sich bei Le Corbusier in einen geradezu paranoiden Eifer für Maßnahmen der Entmischung, Begradigung, des Schneisenschlagens und für entsprechende tabula-rasa-Szenarien um. „Der moderne Städtebau“, kommentiert sein deutscher Übersetzer Hans Hildebrand in keineswegs übertriebener Kriegsmetaphorik,

„gebiert eine neue Architektur. Eine ungeheure, blitzeschleudernde, brutale Entwicklung hat die Brücken zu der Vergangenheit abgerissen.“⁴⁵

„Das chaotische New York ist besiegt“, so wieder Le Corbusier mit Befriedigung über die weit vorausweisende Rationalität seiner Pläne.⁴⁶ Hilberseimer, sein Adept, rückt diesen Formwillen in die deutsche Ideengeschichte ein:

„Große Massen bei Unterdrückung der Vielerleiheit nach einem allgemeinen Gesetz zu formen, ist, was Nietzsche unter Stil überhaupt versteht: der allgemeine Fall, das Gesetz wird verehrt und herausgehoben, die Ausnahme wird umgekehrt beiseite gestellt, die Nuance weggewischt, das Maß wird Herr, das Chaos gezwungen Form zu werden: logisch, unzweideutig, Mathematik, Gesetz.“⁴⁷

V.

Es gibt kaum eine europäische Metropole, deren Zentrum nicht in den Planungsphantasien des 20. Jahrhunderts mindestens einmal abgerissen und vollkommen neu aufgebaut worden wäre. In den zwanziger Jahren sind die herausragenden Beispiele Paris (Le Corbusier) und Berlin (Hilberseimer, Mies van der Rohe und andere). Noch deutlicher stellen sich die Verhältnisse im und nach dem Zweiten Weltkrieg dar, der immerhin gründliche Vorarbeit leistete: genannt seien nur Warschau, Hamburg, Berlin, London und Rotterdam. Die stadtplanerischen Kontinuitäten über ideologische und politische Grenzen hinweg sind inzwischen gut dokumentiert.⁴⁸ Allen Großplanungen gemeinsam ist die bewußte und programmatische Rücksichtslosigkeit gegenüber der historischen Topographie.

44 Le Corbusier, *Städtebau*, Übers. Hans Hildebrand, Berlin/Leipzig 1929, S. 74.

45 Le Corbusier, S. X.

46 Le Corbusier (Anm. 44), S. 144. – Vgl. Rem Koolhaas, *Delirious New York. A Retroactive Manifesto for Manhattan*, New York ²1994, S. 235 ff.

47 Hilberseimer (Anm. 33), S. 103. – Dies sind die Schlußworte des Buches.

48 So bei Werner Durth, Niels Gutschow, *Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940-1950*, 2 Bde., Braunschweig/Wiesbaden 1988.

Warschau wird sowohl in den Planspielen seiner terroristischen deutschen Besatzer als auch des polnischen Widerstands unter weitgehendem Absehen vom Vorkriegsbestand neu entworfen.⁴⁹ Hamburg ist schon wieder Gegenstand urbanistischer Visionen, als gerade der Feuersturm die Stadt in Schutt und Asche gelegt hat. Eine offizielle Stellungnahme zu einem eilig skizzierten Hamburger Generalplan im April 1944 enthält den hoffnungsvollen Satz:

„Es geht um die ideale Stadtlandschaft, die alle bisherigen Großstadtschäden vermeidet und in dem Erstreben einer neuen künstlerischen Einheit, die mit den bisherigen Stadtbegriffen nicht mehr zu erfassen und zu bewältigen ist, der Stadtbaukunst nach Jahrtausenden grundsätzlich neue Wege weist.“⁵⁰

So setzt selbst der Bombenkrieg millenaristische Energien frei. Noch die Nachkriegsplaner wollen die Gunst der Stunde nutzen. 1946 fordert Otto Meyer-Otens, der damalige Oberbaudirektor in Hamburg:

„Hitler baute seine Achsen, um Aufmarschplätze für Panzer und Bataillone zu haben. Bauen wir endlich Straßen, um Gesundung des Stadtbildes zu erreichen, auch wenn entscheidende Eingriffe notwendig sind.

Voraussetzung für alle städtebaulichen Maßnahmen, nicht im Sinne einer ästhetisierenden Architektenschaft, sondern im umfassenden Bewußtsein unserer sozialen Verantwortung gegenüber nachfolgenden Generationen ist, daß Engherzigkeit, privater Eigennutz und damit die kleinlichen, zufälligen Grundstücksgrenzen fallen. Diese dünnen Striche auf einer Karte sind heute eine Fiktion. Wenn der Bombenhagel rücksichtslos über diese Grenzen hinweggegangen ist, diese Grenzen heute praktisch durch Trümmerhaufen und Elend verwischt sind, dann darf endlich auch erwartet werden, daß ihr fiktives Dasein einer Gesundung des Stadtkörpers nicht mehr entgegen steht.“⁵¹

49 Vgl. Niels Gutschow und Barbara Klain, *Vernichtung und Utopie. Stadtplanung Warschau 1939-1945*, Hamburg 1994, S. 13 ff. – „Der Krieg schafft [...] völlig neue Bedingungen. Die Stadt Warschau ist ‘verletzt’ und gerade deshalb Planungsvorschlägen ausgeliefert, die Corbusiers Visionen widerspiegeln. Erst in den Wunden scheint den Architekten der Urgrund auf, auf den sie sich jetzt wortreich beziehen: die unvergängliche Topographie. [...] Und als schließlich 1943 das Ghetto nach der Verschleppung und Ermordung der Juden dem Erdboden gleichgemacht ist, verspürt Chmielewski ‘Erleichterung’. Jetzt endlich erscheint die Verwirklichung lange gehegter Wünsche nahe, jetzt kann – um wieder mit Corbusier zu sprechen – ‘Geometrie in das Chaos hineingetragen werden’. Lange hatte man auch in Warschau auf die Überwindung der steinernen Stadt, auf einen durchgreifenden Umbau gehofft, jetzt waren die Voraussetzungen dafür entstanden.“ (S. 17)

50 Zit. nach Durth/Gutschow (Anm. 48), I, S. 192.

51 Zit. nach Durth/Gutschow (Anm. 48), II, S. 654. – Ins Humanistisch-Geschichtsphilosophische gewendet, klingt das Argument so: „Es war notwendig, daß unsere Gegenwart durch zwei harte Kriege ging, damit der Mensch wieder um seiner selbst willen in Erscheinung treten konnte. Wir haben den großen, weltverneinenden Jenseitsglauben verloren, aber auch den Schein der letzten 400 Jahre abgestreift. Schon künden erste Zeichen ein harmonisches, lebensnahes Sein, eine Welt in der *menschliche Städte* entstehen können. Die in diesem Krieg untergegangenen (zumeist von großer künstlerischer Schönheit), waren in ihrem Gefüge überwiegend *unmenschlich*.“ (Erich Böckler, „Von der Sachlichkeit im Städtebau“, in: *Die neue Stadt* 3 [1949], Januar-Heft, S. 2-7)

Dieses Plädoyer ist insofern symptomatisch, als es die faktische Zerstörung der Stadt geltend macht, um sich über deren nunmehr „Fiktion“ gewordene historische Anlage hinwegsetzen zu können. Die Zerstörung dient so als paradoxes Argument für die Hinfälligkeit dessen, was zerstört wurde. Einem solchen weltgerichtlichen Rigorismus steht zwar die bald vollzogene Restauration des alten Bodenrechts in der Bundesrepublik entgegen. Aber auf allgemeinerem Niveau legt er vielleicht ein Stück der Motivstruktur frei, die in der konstruktiven Destruktion der modernen Planungen überhaupt wirksam ist.

Ohne dem Krieg notwendigerweise freundlich gesonnen zu sein, können die Neuerer ihn sozusagen als objektiven Verbündeten betrachten. Ihr Verhältnis zur tatsächlichen Destruktivität der Epoche ist jedenfalls zutiefst doppeldeutig; sie empfinden sich einesteils als Traumatiker, die von der Erinnerung an ein vorhergegangenes Zerstörungswerk gebannt sind, andernteils handeln sie als dessen vorausseilende Akteure. Oder anders formuliert: wenn ein traumatisches Erleiden oder Erlitten haben hier eine Rolle spielt, so erinnert dessen Bewältigung an den von Freud beschriebenen Mechanismus, daß die Abwehrreaktionen dem Abgewehrten mit fortschreitender Entfaltung des Symptoms immer ähnlicher werden. Aber diese Erklärungsfigur bleibt unvollständig, denn sie bietet keinen Aufschluß über den dabei wirksamen – falls es ihn gibt – primären Impuls.

Allen radikalen Planungen im 20. Jahrhundert ist das Bewußtsein eines Zeitenbruchs, das heißt eines unversöhnlich gewordenen Gegensatzes zwischen historischen Traditionen und aktuellen Innovationszwängen gemeinsam. Sie arbeiten nicht darauf hin, ihn zu schlichten, sondern ihn zu stimulieren und dadurch noch weiter zu verschärfen. Das schließt die lustvolle und identifikatorische Besetzung seiner Destruktionspotentiale mit ein.

Die gestalterischen Maßnahmen haben dabei immer auch einen auf die Menschenformung bezogenen Sinn. Die Abstoßung der Vergangenheit geht mit einer Art Selbstabstoßung des ‘Menschen’ herkömmlicher Prägung einher. Das gilt weitgehend unabhängig davon, ob in den Konzepten ein noch humanistisch getöntes Pathos oder, wie bei den Verfechtern einer dezidiert totalitären Moderne, frühe Ansätze zur Vision einer posthumanen Gesellschaft vorherrschend sind. Die Arbeit des Vergessens, der Abtrennung, der sozialen und mentalen Hygiene, schließlich der Elimination des hinfällig und hassenswert gewordenen Alten wir-

Ganz analog – wenn auch mit anderer ideologischer Akzentuierung – hat übrigens schon Goebbels das Kriegsinferno vor sich selbst gerechtfertigt. Kurz vor Kriegsende notiert er in seinem Tagebuch: „Unter den Trümmern unsrer verwüsteten Städte sind die letzten sogenannten Errungenschaften des bürgerlichen neunzehnten Jahrhunderts endgültig begraben worden [...] Zusammen mit den Kulturdenkmälern fallen auch die letzten Hindernisse zur Erfüllung unserer revolutionären Aufgabe. Nun, da alles in Trümmern liegt, sind wir gezwungen, Europa wiederaufzubauen. In der Vergangenheit zwang uns der Privatbesitz bürgerliche Zurückhaltung auf. Jetzt haben die Bomben, statt alle Europäer zu töten, nur die Gefängnismauern geschleift, die sie eingekerkert hatten [...] Dem Feind, der Europas Zukunft zu vernichten strebte, ist nur die Vernichtung der Vergangenheit gelungen, und damit ist es mit allem Alten und Vergangenen vorbei.“ (Zit. nach Eksteins [Anm. 27], S. 484)

ken gleichermaßen nach außen und innen. In beiden Fällen scheint die Formel zu gelten, daß das Innovationstempo und die darin implementierten Abstoßungsenergien sich wechselseitig verstärken – mit der Folge, daß die Impulse der Abstoßung die Semantik des anzustrebenden Neuen zusehends überwuchern. In den Programmen, die den Bruch mit dem Vergangenen zugleich feststellen und betreiben, wird weniger im Sinn einer vorwärtsgewandten Teleologie als idiosynkratisch, man könnte sagen physiologisch, argumentiert, wie überhaupt auf diesem Gebiet eine Tendenz der Ablösung von semantischen durch affektmotorische Orientierungen feststellbar ist.

Weder semantisch noch affektökonomisch aber ist „Modernität“ von ihrem Widerpart, der „Barbarei“, klar zu trennen.⁵² Oft spielen beide nicht einmal mit verteilten Rollen, und wenn sie es tun, dann doch auf dem gleichen Platz. Eine Arbeitsteilung der Wünsche, die notwendigerweise, offen oder latent, ein Element von Kooperation einschließt. – Es wird Zeit, eine Bilanz des 20. Jahrhunderts zu ziehen, die sich nicht mehr mit einfachen Entgegensetzungen beschwichtigt.

52 Vgl. die unterschiedlichen Optionen im selben Dilemma, die ein kürzlich erschienener Sammelband bietet: Max Müller und Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), *Modernität und Barbarei. Soziologische Zeitdiagnose am Ende des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M. 1996.